



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Weltspiegel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sie schwillt, wie sollte dem echten Schauspieler nicht diese Menschheit ein mächtiges Pedal sein? Ein Gefolge, Menschenmassen in der Orchestra, unterscheiden sich kaum von all den Menschen, die da sitzen und zuschauen. Das stößt zuerst ab, dann frappt es, schließlich wird es erlebt.

Ab und zu ein anderes Bild der Ferne auf der letzten Wand. Himmel — Sterne — vor allem Luft — der unendliche Raum, der hereinschaut. Über allem herrscht das Licht. Es zaubert einen kleinen, es zaubert einen großen Raum auf die Bühne. Soeben war es Tag, nun ist es Nacht. Raum und Zeit sind in diesem Licht verschmolzen. Kein Rumoren toter Gegenstände mehr. Kein Vorhang. Nur Dunkel oder Licht. Aus dem Dunkel auftauchend ist alles immer wieder wie neu geboren. Ein beständiger Schöpfungsakt dies „Es werde Licht“. Die Mahlzeit der Szene wirkt phantastisch — denn haben wir und das Licht und der Spieler sie nicht schon tausendmal um und umgewandelt? Von wo kam der Spieler? Er ist mit einem Male da, mitten unter uns aufgetaucht. Wieder wie neu erschaffen. Die ganze Zeit über sind wir schöpferisch mittätig. Wir fühlen das Spiel im Wesentlichen, ziehen selbst die großen Linien mit. Es ist in das Spiel wie ein neuer Sinn gekommen durch unsere Aktivität. Wir sind mit eingeschlossen ins Geschehen. Pedantische Motivierungen fehlen. Wir schaffen selbst Bezüge.

Es ist wahrscheinlich, daß dies Schema genau in dieser Form noch verlassen, zu hoffen, daß es noch wesentlich schöner wird, daß das Licht zum Beispiel noch viel mehr Magie erhält, daß der Spieler plastischer wird usw. Das alles aber sind Nebensachen. Der Sinn ist die neue Beziehung des Zuschauers zum Spiel und zum Spieler und zur Menschheit. Das war ja schon alles da, es mußte nur irgendwie bewußt werden. Nun muß aus dem Zuschauer erst der Schauer geboren werden. Und ist dies geschehen, so werden wir auch wieder jenes göttliche Behen hinter der letzten geheimnisvollen Wand verspüren, jenes unfassbare Leben, um das ja letzten Endes das ganze Ringen unserer Zeit geht.

Weltspiegel

England und Amerika. Bereits von der Tagespresse ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß das Londoner Wirtschaftsmanifest, soweit es von Frankreich nicht demoliert worden ist, keineswegs aus bloßer Menschenfreundlichkeit erlassen wurde. Der wahre Beweggrund Englands dürfte in seiner Erkenntnis liegen, daß bei der Durchführung der englischen Politik und der Einheimung der Früchte des Sieges auf amerikanischen Weisand nicht mehr zu rechnen ist. Nicht nur der Völkerbund und die amerikanischen Mandate über Kleinasien oder Konstantinopel sind völlig in Frage gestellt, auch der unpolitische Teil des amerikanischen Publikums beginnt sich immer mehr von den Geschäften der europäischen Politik und von der europäischen Wirtschaft, soweit selbstlose Unterstützungstätigkeit in Frage kommt, zurückzuziehen, während andererseits die amerikanische Schiffsahrt- und Handelskonkurrenz mit jedem Tage deutlicher hervortritt. Der angelsächsische Bund besteht nur in der Einbildung französischer Rechtsblätter; tatsächlich sind Großbritannien und die Vereinigten Staaten politische Gegner.

Diese Tatsache ist während des Krieges vergessen worden, tritt aber jetzt wieder immer deutlicher hervor. Ein gewisses Mißtrauen gegen England hat in Amerika von jeher bestanden, und wenn auch die Aussage des Admirals Sims: man

habe ihn seinerzeit bei seiner Abreise aus Amerika davor gewarnt, sich „von den Engländern das Fell über die Ohren ziehen zu lassen und zu bedenken, daß sich Amerika gerade so gut gegen die Engländer schlagen könnte“, vom Marineminister Daniels, dem sie zugeschrieben wurde, nicht geradezu dementiert, aber doch abgeschwächt worden ist, so ist doch die Äußerung des Senators Borah: Wer immer diesen Rat gegeben habe, müsse England und dessen Geschichte gut gekannt haben, bedeutsam genug, um in England, wo die Aussage des Admirals erklärliches Aufsehen erregt hat, nicht übersehen werden zu können. Nach Beendigung des Krieges aber haben die Amerikaner so manchen Grund gehabt, gegen den bisherigen Bundesgenossen verstimmt zu sein. Man hat sich über die Prahlerei von Sir Douglas Haig, daß die britische Armee den Sieg gewann, geärgert und die englischen Ansprüche auf die seinerzeit konfiszierten deutschen Passagierdampfer sehr übel genommen. Ferner besteht der Verdacht, man wolle die Vereinigten Staaten betrügen, indem man die gestundeten Zinsen der englischen Schuld an Amerika kapitalisiert. Man wirft den Engländern sogar vor, daß sie amerikanische Anleihen zu höheren Zinsen wieder ausleihen. Selbst der dauernde Tiefstand des Sterling wird teilweise auf englischen Entschluß zurückgeführt, die europäischen Märkte gegen Amerika zu schützen, und Lloyd Georges Umstellung gegenüber Rußland wird als ein Verdrängungsmanöver gegen amerikanische Handelsbestrebungen hingestellt. Neben diesen großen stehen eine ganze Reihe kleinerer Beschwerden. Man ärgert sich darüber, daß die Briten den Amerikanern 87,50 Dollar pro Kopf für den Transport von amerikanischen Truppen auf englischen Schiffen berechneten, während doch diese Truppen geschickt wurden, um, wie „New York Times“ vom 12. Dezember sich ausdrückt: „zu verhindern, daß John Bull vom Erdboden verschwand“. Nach derselben Zeitung haben überdies viele heimkehrende Soldaten, besonders die aus der Rheinzone kamen, erklärt, daß sie die Deutschen den Briten vorziehen. Während der Kohlenkrise beschuldigte man die Engländer, auf Kosten ihrer europäischen Verpflichtungen ihren südamerikanischen Kohlenhandel, auf den die Amerikaner im Grunde allein Anspruch zu haben glauben, zu heben. Die Hearst-Presse, die die englandfeindliche Pressekampagne in erster Linie betreibt, beschwert sich auch darüber, daß England sich in den amerikanischen Handel mit Irland zu mischen sucht, und die einflussreiche „Chicago Tribune“, deren Pariser Ausgabe von „Daily Express“ übrigens als das Hauptblatt der englandfeindlichen Trenpropaganda auf dem Kontinent bezeichnet wird, behauptete sogar, daß England die Pressemitteilungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten kontrolliere.

All diese Beschwerden jedoch treten an Wichtigkeit völlig zurück gegen das amerikanische Mißtrauen gegen den Völkerbund. Man hat in dem britischen Eintreten für Wilson das wohlüberlegte Bestreben gesehen, den angeblichen Idealismus des Präsidenten dazu zu benutzen, um die Vereinigten Staaten zum endgültigen Vorteil Englands und zur Gefahr für die Vereinigten Staaten selbst zu verstricken. „Ist nicht,“ fragte New York „Times“, „der Völkerbund ein schlau erdachter britischer Plan, um uns zu veranlassen, jenseits des Ozeans in allen Weltteilen die britischen Schlachten auszufechten; wird England uns nicht den Krieg erklären müssen, falls sein Verbündeter Japan mit den Vereinigten Staaten in Konflikt gerät?“ Namentlich die Bestimmung, daß die englischen Dominions eine selbständige Stimme neben dem Mutterlande im Völkerbund haben sollten, England somit gegen Amerika mit 6 zu 1 Stimmen stände, haben die allerstärksten Widerstände aufgeregt. Grey hat in einem Brief an die „Times“ vom 31. Januar zwar versucht, diese Bedenken dadurch zu zerstreuen oder unwirksam zu machen, daß er durchblicken ließ, die Dominions, deren selbständiges Stimmrecht auf keinen Fall angetastet werden könnte, würden im allgemeinen ja wie die Vereinigten Staaten stimmen (Anspielung auf Japan), die Vereinigten Staaten aber, die mehrere Millionen englischsprechender Bürger mehr als das ganze britische Weltreich zählten, könnten eventuell auch Anspruch auf mehrere Stimmen erheben (wogegen natürlich sofort Frankreich, und soweit es

den Völkerbund ernst nimmt, auch Japan protestieren würden). Vor allen Dingen aber würde man in Europa bereit sein, den ratifizierten Vertrag auch mit Vorbehalten anzunehmen, Grey wies auch darauf hin, daß der Stimmenunterschied zwischen England und Amerika ja keinerlei praktische Bedeutung hätte, da bei entstehenden Streitigkeiten zwischen beiden keine Partei abzustimmen haben würde. Dieser Brief hat wohl das englische Publikum von der Notwendigkeit, die amerikanische Ratifizierung mit Vorbehalten entgegen zu nehmen, überzeugt, beim amerikanischen jedoch keineswegs durchweg die günstige Wirkung gehabt, die man sich offenbar von ihm versprach. Senator Borah benutzte ihn zur Unterstützung seiner Behauptung, daß der Völkerbund allerdings ein völliges Aufgeben der traditionellen äußeren Politik der Vereinigten Staaten mit sich bringt, und wies besonders auf den veröhnlich gemeinten Satz Greys hin: „Wenn Amerika erst einmal dem Völkerbund angehört, so werden sich die Vorbehalte praktisch nicht mehr fühlbar machen.“ Vor allen Dingen aber hat der Brief im höchsten Maße auf Wilson, der in richtiger Bitterung für das englandfeindliche Mißtrauen der amerikanischen Öffentlichkeit vermieden hatte, Grey zu empfangen, verstimmend gewirkt, da er den Anschein erwecken mußte, als wolle England die republikanischen Vorbehalte direkt gegen ihn unterstützen und seine Autorität schwächen.

Die englische Presse legt den Stimmungsumschwung der Propagandatätigkeit der Deutsch-Amerikaner und namentlich der Iren zur Last. Die irische Propaganda hat nach „Daily Chronicle“ ihr Zentralbüro in Washington und lokale Zweigstellen in jeder größeren Stadt, gewaltigen Einfluß auf die Presse und sehr bedeutende politische Zugkraft. Sehr verstimmt hat es in England, daß der Präsident der irischen Republik De Valera (vergl. Grenzboten Heft 30) zum Ehrenbürger von New York ernannt worden ist. Man versucht zwar englischerseits gegen die Iren-Propaganda die Negerfrage auszuspielen, wird damit aber recht bald aufhören, wenn die Amerikaner beginnen sollten, sich für Ägypten und Indien zu interessieren. Gegen Englands Herrschaft in Ägypten ist nach „New York Herald“ vom 27. Februar bereits von seiten des Senators Owen Einspruch erhoben worden. Auch wegen Persien hat es Reibungen gegeben (vergleiche New Yorker „Journal of Commerce“ vom 19. Dezember).

Ungeachtet dieser Tatsachen ist es begreiflich, wenn man in England, am Völkerbund verzweifelnd, Anstalten trifft, die Politik eines von England geführten Weltangelsachsentums aufzugeben und dafür Hauptvertreter der Interessen des europäischen Kontinents zu werden. Die Zeit drängt, namentlich wenn England daran denkt, seine Stellung im Welthandel gegen die immer stärker werdende amerikanische Konkurrenz zu bewahren. Schon die „Bosser'sche Zeitung“ vom 25. November hat darauf hingewiesen, daß Amerika, das jährlich 4 Millionen gegen 1½ Millionen englische Bruttoregistertonnen Schiffe baut, England im Jahre 1922 überflügelt haben wird. Nicht nur die schlechte englische Valuta, die Amerika gegenüber 30 Prozent unter pari steht, erweckt Bitterkeit, sondern auch zum Beispiel die Konkurrenz, die die Vereinigten Staaten zumal seit dem Reforderport im November 1919 auf den bisher britischen Baumwollmärkten, zum Beispiel in Argentinien, selbst in Indien machen, erfüllen die englischen Handelskreise mit großer Besorgnis. Was aber besonders verstimmt hat, sind die Bemühungen der Amerikaner, sich den nordischen und baltischen Handelsnugbar zu machen. Schon hat es Augenblicke gegeben, zu denen amerikanische Kohle in London billiger war als englische. Die Engländer haben demnach alles Interesse daran, die wirtschaftlich geschwächten Länder des europäischen Kontinents nicht völlig unter den Einfluß des mächtig gewachsenen Wettbewerbes jenseits des Ozeans gelangen zu lassen, sondern sich diese Märkte nach Möglichkeit selbst zu sichern. Das werden die wirklichen Beweggründe des englischen Stimmungsumschwungs sein.

Menenius